



**Mikka
Tornesch**

*Die
verbrannte
Tochter*

Historische Fantasy



**Mikka
Tornesch**

*Die
verbrannte
Tochter*

Historische Fantasy



Mikka Tornesch

Die verbrannte Tochter

**Historische Fantasy aus dem
Teutoburger Wald**

BookRix GmbH & Co. KG
81371 München

Prolog (Durettea muss brennen)

Altenbeken, 7. Januar 1694

Durettea war verurteilt. Kraft der Macht der Männer. Das Gesetz wurde vielfach gebrochen. Alle Anklagepunkte wurden auf ihr Geschlecht aufgebaut, ausschlaggebend war, dass sie eine Frau war. Eine junge Frau, die nach dem spurlosen Verschwinden ihrer Brüder ein reiches Erbe zu erwarten hätte. Es wäre denn, man(n) könnte sie als Hexe entlarven.

Diese junge Frau hatte wahnsinnige Angst vor den Schmerzen. Und verflucht noch mal, sie wollte nicht sterben. Sie wusste, in dieser Stunde zu fluchen bedeutete Gott zu lästern; war der größte Fehler, den sie begehen konnte. Doch zum Glück konnte niemand ihre innere Stimme hören, diese Schreie der Qual, des Leides, der Not; dieses Gebrüll nach Gerechtigkeit . . . und nach Liebe.

In Kürze würde ihr Herz nicht mehr sprechen können.

Kalt waren die Sandsteinstufen des Zwingers, begierig danach, ihr das Gefühl zu rauben, sie hätte noch ein Recht darauf, in dieser Welt zu leben. Barfuß stieg die geschundene Frau Stufe für Stufe aus dem Kellerverlies empor. Hinauf zum Licht, hinein in die Hoffnungslosigkeit. Der grobe, mausgraue Schandkittel kratzte auf ihrer Haut. Wie gerne hätte sie ihn beiseite geschmissen. Und wie sehr graute es ihr vor dem Moment, wenn die Henkersknechte ihn ihr vom Körper reißen würden. Er stank nach Kernseife und abgestandener Luft. Lange hatte er im Kadem geruht. Lange war in Altenbeken keine Frau mehr auf den Pranger geführt worden, um sie bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Vor einer halben Stunde hatten die Glocken zu läuten begonnen, gleich nach dem Schlage, der halb elf des Vormittags ankündigte. Die Verurteilte war sich sicher, der Richtplatz würde bis auf den letzten Quadratmeter mit

Zuschauerinnen und Zuschauern besetzt sein. Eineinhalb Stunden sind für das Spektakel anberaumt, bevor ihr sündiger Leib dem Feuer übergeben würde.

Wie die Eingangstür des Gefängnisses aufgestoßen wurde, blendete sie gleißendes Licht. Da ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, musste Durettea ihre Augen stark zusammenkneifen. Ist das der heilige Glanz des Himmels oder der Schein tausender Fegefeuer, fragte sich die junge Frau.

Vor Verwunderung blieb sie stehen. Ein kräftiger Schlag mit dem Stiel der Hellebarde in ihre Nieren ließ sie nach vorne auf die Knie fallen. Fast hätte sie geschrien. Sofort krallte sich eine Hand in ihr Haar. Unbarmherzig wurde sie nach oben gerissen. Ihre Knie brannten, sie waren vom Sturz aufgerissen; ihre Kopfhaut spannte sich, als würde sie gleich davonfliegen. Vorsichtig setzte sie ihren ersten, nackten Fuß in den kalten Schnee.

Es war der 7. Januar 1694. Ein Tag nach den Heiligen Drei Königen. Der Tag der Erfüllung ihres Schicksals. Im Grunde konnte sie sich bei den Weihnachtsfeierlichkeiten bedanken, sonst hätte der Scharfrichter sie schon vor zwei Wochen hingerichtet.

Durettea Wolbrand war eine mittelgroße Frau, auf den Tag genau von einundzwanzig Jahren geboren. Von ihrem leicht rundlichen Körper war nach der langen Gefangenschaft und Folter nichts übriggeblieben. Jetzt wirkte sie zerschunden und ausgemergelt. Auch von ihren fülligen Wangen war nichts mehr zu sehen. Ihre blaugrauen Augen blickten geistesabwesend geradeaus, als sie zu den auf sie wartenden Leiterwagen geführt wurde. Ihr einstmals so sinnlicher Mund mit den breiten, schön geschwungenen Lippen war an vielen Stellen aufgeplatzt und blutverkrustet.

Durettea wusste, sie sah nicht mehr schön aus und schämte sich dafür. Jetzt müssten wirklich alle denken, sie wäre eine Hexe. Dabei ist sie dazu in dem Kerker erst gemacht worden. Den einzigen Stolz, den die gewalttätigen

Männer ihr gelassen hatten, war ihr langes, braunblondes Haar, das ihr frisch gewaschen in Wellen bis über den Busen hing. Heute klebte es in fettigen Strähnen auf ihrem Schandkittel. Geschoren hatte der Scharfrichter ihr Haupt nicht, da sie an der Außenseite über ihrer linken Brust zwei pupillengroße Muttermale hatte, das untrügliche Zeichen der Hexe, wie die Inquisitoren behaupteten. Das Brandmal des Teufels, mit dem er seine Dienerinnen zeichnete, wie die Bauern ihre Nutztiere.

Früher war die junge Frau stolz auf diese neckischen Leberflecke gewesen, jetzt verteufelte sie diese, weil sie ihnen die Schuld gab, überführt worden zu sein. Dabei wusste Durettea Wolbrand, die vor ihrer Inhaftierung eine verständige und nachdenkliche Frau gewesen war, diesen Muttermalen zu Unrecht die Schuld zu geben. Dass sie heute brennen sollte, war die Folge einer von ganz anderen Leuten gesponnenen Intrige.

Jäh wurde die arme Frau aus diesen Gedanken gerissen, als der auf den Leiterwagen gesprungene Henkersknecht sie hochzog und der andere sie von hinten an ihrem Gesäß schob. Kaum schwankte sie nicht mehr auf ihren Beinen, wurde ihr das kratzige Büßergewand über den Kopf gezogen. Vollkommen nackt und schutzlos sollte sie dem Volk präsentiert werden. Und um eine gute Position einzunehmen – gut für die Sensationslustigen, eine Schande für sie selber – wurde sie mit dem Rücken an den senkrecht nach oben aufragenden Holzpfehl gestellt, ihre Hände hinter dem Stamm zusammengebunden, die Füße in eiserne Schellen gesteckt, die im Boden des Holzwagens eingelassen waren, ihr Hals von einem weiteren, eisernen Band umschlossen, das am Pfehl in seiner Höhe verstellt werden konnte.

So fixiert, konnte sich die zum Tode durch das Feuer Verurteilte kaum mehr bewegen. Die größte Erniedrigung waren jedoch ihre gespreizten Beine, die es dem Pöbel ermöglichten, ihre intimste Zone begaffen zu können.

Durettea grämte sich, nicht einmal mehr die Möglichkeit zu haben, ihre Oberschenkel zusammen zu kneifen.

Doch war diese Haltung ihr nicht aufgezwungen, damit das Volk ihr rasiertes Geschlecht sehen durfte – wurde sie nicht geschoren, weil es sich der Scharfrichter nicht nehmen lassen konnte, dort nach einem weiteren Hexenmal zu suchen. Nein, dieser Stand öffnete ein wenig ihre Weiblichkeit, damit der Henker sie dort mit seinen glühenden Zangen besser zwicken konnte, wenn sie durch die grölende Menge gefahren würde. Mit der Gewissheit, welche bestialischen Schmerzen die Männer ihr in Kürze bereiten würden, stierte Durettea auf das glühende Kohlebecken, in dem mehrere Zangen lagen, deren Greifbacken orangerot leuchteten.

Als der Leiterwagen losrumpelte, der von zwei Männern gezogen und von zwei weiteren geschoben wurde, ging der Blick der gedemütigten Frau zum Himmel. Dort kreisten sieben weiße Raben hoch über ihr. Wessen Boten das waren, wusste sie nur zu gut.

Der Wagen ratterte aus dem Hof hinaus in die enge Kopfsteinpflasterstraße, die zum Marktplatz führte, zur Richtstätte. Gassenjungen rannten neben ihr her, bespuckten sie, warfen mit Pferdeäpfeln sowie faulem Obst und verdorbenen Gemüse. Steine und härtere Wurfgeschosse waren verboten, schließlich sollte die Hexe ganz anders für ihre Gräueltaten mit Schmerzen bestraft werden. Nebenbei sagen die Buben selbstgedichtete Spottlieder, in denen sie forderten, die Hexe möge brennen, ihr sündiger Körper solle verkohlen und die Luft sich mit dem Geruch ihres verbrannten Fleisches füllen.

Durettea stiegen die Tränen in die Augen. Viele dieser Lausebengel kannte sie, nie hatte sie ihnen Böses angetan, trotzdem wollten diese nichts sehnlicher als ihren brutalen Tod.

Kurze Zeit später bog der Leiterwagen in den Marktplatz ein. Sofort wehte der Verurteilten frischer Wind entgegen,

verflog der Gestank der Gasse nach Unrat, Pferdeäpfel und Fäulnis. Der Marktplatz selber war rappelvoll. Am meisten Gedränge war um den mittig auf einem hohen Steinpodest aufgebauten Richtplatz mit Scheiterhaufen. Zwischen all den Menschen schoben sich Marketenderinnen hindurch. Sie boten gebrannte Kastanien, Milchprodukte, Gebäck und Honig, aber auch Selbstgebranntes an. Im äußeren Ring des Platzes standen dagegen die Buden, in denen Bier gezapft, Spanferkel angeschnitten oder Kohlsuppen feilgeboten wurden. Auch Korbflechter, Näherinnen, Filzschuhmacher und Blechner boten ihre Ware an Ständen an, Rasierpinselmacher, Apotheker und Handschuhmacher zogen mit ihren Kiepen auf dem Rücken und Körben am Unterarm durch die Menge.

Auf dem Richtplatz bot gerade ein Jongleur seine Fertigkeiten an, am Fuße der „Bühne“ spielten Musiker Bauern- und Wanderlieder. Kurzum, eine Hexenverbrennung war ein Volksfest. Hier in Altenbeken genauso wie im Rest der Welt.

Nach wenigen Metern hielt der Leiterwagen an. Männer, Frauen und Kinder drängelten sich um den Wagen herum, dass Durettea schon Angst bekam, die Kleinen würden zerdrückt werden. Alle maßen sie mit gierigen Augen ihre Nacktheit ab, als der in einem weinroten, langen Wintermantel gekleidete Richter, der mit auf dem „Hexenwagen“ stand, ein langes Pergament ausrollte. Feierlich stand er da, in seinen hellbraunen, spitz zulaufenden Lederstiefeln, dem geöffneten Winterumhang, damit jede und jeder seinen teuren ockerfarbenen Lederrock sehen konnte, den er darunter trug. Seinen Hals schmückte ein feingestickter Wollschal, unter seinem schwarzen Hut mit breiter Krempe, an dem ein rotgefärbter Fuchsschwanz baumelte, wellten sich die Locken seiner Perücke bis über die Schultern. Seinen Gehstock hatte er an einen der Querbalken des Leiterwagens gehängt, um nun mit beiden Händen das Schriftstück zu halten. Laut las er Duretteas

Geständnis vor, in dem sie kundtat, im Wald mit dem Teufel gebuhlt zu haben; in dem sie detailliert berichtete, wie der Geschlechtsakt mit Luzifer vonstattenging; in dem sie sich verantwortlich erklärte für die Missernte vor vier Jahren, dem Waldbrand im letzten Jahr und dem Tod unzähliger Neugeborener.

Zwischen jeder Anschuldigung machte der Richter eine Pause. Das war die Zeit für den Henker, die Gefesselte mit den glühenden Zangen zu zwicken.

Für die erste Pein band er der Armen die hinter dem Pfahl gefesselten Hände um, bis sie weit über ihren Kopf hingen. Durch diese Position straffte sich ihr jugendlicher Busen, das wurde sofort mit einem frenetischen Johlen quittiert. Mit dem ersten, glühenden Kneifer drückte der Folterer der entehrten Bürgerstochter in die Oberarme. Ihre Schmerzensschreie waren Musik für den Pöbel, er applaudierte lautstark, stampfte mit den Füßen auf, klatschte mit den Händen.

„Die Brustwarzen! Verbrennt der Hexe die Brustwarzen!“, keifte ein altes Marktweib. Durettea stieg sofort der Geruch nach verbranntem Fleisch in die Nase, als die glühenden Backen der Zange ihre Nippel versenkten. Ihr Schreien und Jammern nahm etwas Animalisches an.

„Wer bei diesen Schmerzen nicht in Ohnmacht fällt, in den ist der Teufel gefahren, um seine Brut zu stärken“, brüllte die Alte und schaute Bestätigung heischend in die Runde. Alle gaben ihr Recht. Sie jubilierten und ergötzten sich mit großen Augen an der weiteren Tortur. Immer von Neuem wurden glühende Zangen an die Oberarme, den Busen und in den Bauchnabel gesetzt. Jeder Schmerzensschrei, der der Gepeinigten entfuhr, löste eine ohrenbetäubende Freude aus.

„Brandmarkt der Hexe jetzt ihr Geschlecht“, meldete sich die ungeduldige Keiferin zu Wort, „den vermaledeiten Sündenpfuhl, der den Teufel hineingelassen hat. Bestraft die Ruchlose vor unseren Augen, Henker! Wir wollen das Fleisch

in ihrem Schritt zischen hören. Alle wissen wir jetzt auch, warum die Tochter des Papiermüllers vielfach schneller gereift ist als jede andere von uns. Damit sie so schnell wie möglich Satans Lanze aufnehmen, sich von seinem teuflischen Samen füllen lassen konnte.“

Fragend schaute der Henker zu dem Richter. Dieser schüttelte den Kopf. Eindeutig hielt der Mann im roten Wintermantel an seiner erarbeiteten Dramaturgie fest. Die unschuldige, kleine Scheide der jungen Frau würde erst beim nächsten Stopp in den Mittelpunkt des Geschehens geraten.

Auch wenn der Richter ihr diese Folter im Augenblick ersparte, wusste Durettea, die glühenden Zangen würden sich heute auch in ihr Heiligtum fressen. Und das würde genauso schmerzhaft werden, wie das aktuelle Brandmarken ihres Fleisches.

Eisern biss die junge Frau bei dieser Misshandlung ihre Zähne zusammen, fast hätte sie um Gnade gefleht. Doch der Fluch verlangte, dass sie noch keine Worte über ihre Lippen kommen lassen durfte. Die sieben Jahre werden erst mit dem zwölften Schlage der Kirchturmuhre um sein. Unaufhaltsam rückte die Zeit vorwärts, die Erlösung nahte, allerdings hatte die junge Frau sich diese anders vorgestellt, als sich in den Flammen des Scheiterhaufens zu finden.

Aber auch das würde sie durchstehen, meinte die Geschundene. Bei der peinlichen Befragung hatte sie viele Schmerzen über sich ergehen lassen, am Ende mit Nicken und Kopfschütteln geantwortet. Daraus bastelten der Richter und sein Henker die Anklageschrift. Doch das ist vergangen, jetzt ging es um die Vollstreckung des Urteils. Und die grandiose Aufführung hatte schon begonnen, indem ihr vor allen Leuten glühende Zangen in den Busen und den Bauch gedrückt wurden.

Ein Bauer, der sich in seinen Festtagsanzug geschmissen hatte, eine blaugraue bis auf die Oberschenkel reichende und in der Taille eng gehaltene Leinenjacke, unter der bis zu

den Knien sein olivgrüner Rock hervor lugte, bevor die weiße Wollstrumpfhose die Beine wärmte und niedrige Halbschuhe aus Leder ihm einen angenehmen Stand auf dem Kopfsteinpflaster bescherten – dieser Bauersmann mit seinem langen Haar drehte seinen Hut vor seiner Brust in seinen Händen, als er lautstark den Henker aufforderte, mit den glühenden Zangen den diabolischen Schritt zu bestrafen, der Satan eingelassen hätte.

Zu ihm gesellte sich eine ältere Frau, deren dicker, schwarzer Faltenrock bis auf ihre klobigen Schuhe reichte, die sich oben gegen die Winterkälte eine zusätzliche dunkelblaue Strickjacke angezogen hatte, um ihren Hals ein weißes Tuch trug, das auf Brust und Rücken in einem Dreieck auslief und darüber eine warme weiße Haube gebunden hatte, die den gesamten Nacken vor Zugluft schützte. In ihren Händen trug sie einen großen Weidenkorb, randvoll gefüllt mit Äpfeln.

Diese Bäuerin warf nun giftige Blicke zu Durettea als sie mit schriller Stimme dem Folterer zurief, er möge nicht die Brustreißer vergessen.

Damit kein Tumult entstand, rollte der Richter sein Pergament zusammen, zeigte die scharfen Klemmen an den kleinen Ketten und versprach dem Pöbel, der Hexe noch bei lebendigem Leibe die Brustwarzen und Schamlippen abzureißen sowie ihr die Ohren, die Nase und die Zunge abzuschneiden, um sie den Straßenkötern zum Fraß vorzuwerfen. „Allerdings, werte Damen und Herren, haben Sie sich noch ein wenig zu gedulden, denn das unzüchtige Weibsbild hat bis dahin noch eine ganze Reihe anderer Bestrafungen auszustehen“, schürte er die Spannung im Volke.

Die sensationshungrigen Menschen waren damit zufrieden, der Richter gab Befehl, den Wagen weiter zu führen. Als sie zwei Drittel des Weges zum Scheiterhaufen zurückgelegt hatten, ließ er die knarrenden Räder erneut stoppen, rollte sein Pergament aus und verlas von Neuem

die Sünden der jungen Hexe. Nun wurde Durettea auch in ihre Oberschenkel und ihre Weiblichkeit gezwickt, stieg ihr abermals der Geruch nach verbranntem Fleisch in die Nase, wenn die glühenden Greifbacken der Zange wieder in ihren Busen bissen.

Die Gemartete brüllte und weinte, warf den Kopf in den Nacken, um zu Gott zu flehen. Da stoben auf einmal die sieben weißen Raben mit einem kreischenden Warnruf, der den Feind aus der Luft ankündigte, auseinander. Durettea blinzelte und sah hoch oben über dem Marktplatz ein Adlerpaar seine Kreise ziehen. Die Könige der Lüfte haben die Konkurrenten um ihre Beute verscheucht. Sie sind jetzt die alleinigen Herrscher des Himmels. Ihren scharfen Augen wird das an den Pfahl gebundene Opfer nicht entgangen sein.

Ich muss euch enttäuschen, dachte die Frau mit dem langen, braunblonden Haar zynisch, man wird mich nicht hängen, die Flammen werden euch abhalten, an mein Fleisch zu kommen.

„Was hat die Teufelin getan?“ Eine adelige Dame, die extra aus Paderborn angereist war, raffte mit beiden Händen ihr rotes Kleid mit Goldstickerei, das im oberen Bereich zu einem engen Mieder auslief, als sie näher an den Leiterwagen herantrat. Über ihr hochgestecktes, lockiges Haar hatte sie einen weißen, durchsichtigen Schleier gelegt, achtsam schaute sie auf ihren achtjährigen Buben, der in einem blauen Ausgehrock gekleidet war und eine Lockenperücke wie ein Erwachsener trug. Seine Hände steckten in dicken Fäustlingen, die Mutter hingegen trug schwarze Handschuhe aus Seide, die ihr bis zu den Ellenbogen reichten.

Neben ihr schritt ihre Base, die Gemahlin des Landvogts von Lügde, die sich die heutige Attraktion auch nicht nehmen lassen wollte. Hexen zu verbrennen war eine verdammt ernste Angelegenheit und so immens wichtig. Schließlich wurden diese undurchschaubaren, grausamen

Wesen, die so vielen Menschen Unglück brachten, nur selten entlarvt. Da galt es dem Richter ein besonderes Lob auszusprechen, den heimtückischen Zauberkünsten der Hexe widerstanden zu haben; sich nicht durch ihren bösen Odem haben betäuben zu lassen. Dank seiner Standhaftigkeit würde heute eine dieser grässlichen Unholdinnen weniger unter den Menschen weilen.

Die Base, die einen mit Goldstickerei reichverzierten, grauen Winterrock trug, der bis auf den Boden reichte, zog ihre Hände unter der grauen Strickjacke heraus, die ihr bis über das Becken reichte und rieb sich die Hände.

„Was die Teufelin getan hat? Nun, sie ist immer wieder auf dem Besenstiel in den Wald geritten, um sich mit Satan zu treffen und ihm vorne und hinten zu küssen . . . du weißt schon.“ Unter ihrer aufgezogenen, weitläufigen Kapuze warf die Base einen verstohlenen Blick auf ihren Neffen. Der jedoch war dermaßen davon angetan, sich eine nackte Frau ansehen zu dürfen, dass er dem Gerede der älteren Damen keine Beachtung schenkte.

„Hat man sie auf dem Besen reiten sehen?“ Die Mutter steckte ihre schwarz behandschuhten Finger zusammen und schaute unter ihren Schleier neugierig zu ihrer Base.

„Man hat. Splitternackt soll sie darauf geritten sein.“ Nach diesen Worten brachte die Base ihren Mund ganz nah an das Ohr der Mutter, bevor sie fortfuhr: „Immer wieder und wieder wollte sie Satan gefällig sein. Es hatte ihr mächtig Spaß gemacht, was der im Wald so mit ihr trieb. Dieser soll ganz rot gewesen sein, mit zwei Bocksfüßen und einem langen Schwanz, an dessen Ende ein Büschel aus Dornen hing. Seine Haut dampfte, so heiß war er, und auf seinem Kopf trug er zwei lange Hörner. Nachdem die Hexe ihm erst den Hintern und dann das Gemächt geküsst hatte, musste sie sich wie eine räudige Hündin vor ihn hinknien und sich von hinten nehmen lassen.“

„Aber dann ist ihre sündige Schale ja vollkommen verbrannt, Elfriede?“ Die Adelige in dem roten Kleid mit dem

goldenen Mieder schaute etwas belustigt auf ihre vom Aberglauben befallene Base.

„Schau ihr in den Schritt, Charlotte, er ist völlig angesengt. Satan hat seine Spuren hinterlassen.“

„Elfriede, das haben die glühenden Zangen gemacht. Du willst doch nicht sagen, der Henker ist der Teufel“, spöttelte die belesenere Frau aus dem Bistum Paderborn.

„Bewahre mich Gott, Charlotte, niemals würde ich dieses Urteil fällen. Wer, wenn nicht der Henker, weiß am besten, wie er eine Hexe zu erkennen hat.“ Elfriede bekreuzigte sich drei Mal, bevor sie mit weiterem, fundiertem Wissen glänzte. „Ihre alten Wunden sind dank der Zauberkraft des Teufels wieder verheilt. Das ist doch ein wichtiges Moment, weshalb diese Satansdienerinnen sich ihr Geschlecht mit der Hexensalbe einbalsamieren. Ein weiterer Punkt ist, dass sie damit auch den Besenstil einschmieren, damit er an ihrem Geschlecht bappen bleibt, wenn sie nackt darauf durch die Luft reiten. Diese Salbe ist nämlich das reinste Zaubermittel, sie wird gewonnen, indem man ein ungetauftes Kleinkind stundenlang zusammen mit bitteren Kräutern aus dem Walde kocht. Im Garten dieser jungen Frau soll man die Knochen von sechs Kindern gefunden haben, eindeutig ein Zeichen, dass diese ach so junge Frau schon lange schändlich unterwegs gewesen ist.“

„Das hat diese junge Frau gemacht? Unvorstellbar, Elfriede. Aber das Verbrechen schleicht sich zuweilen selbst in unschuldigste Wesen.“ Um Charlottes Mund lag wieder das belustigte Lächeln. An dem Hexenwahn glaubte sie eindeutig nicht. Dennoch fand sie es hochinteressant, zusehen zu dürfen, wie eine nackte Frau lange Zeit gefoltert und anschließend bei lebendigem Leibe verbrannt werden sollte. Dieses aufregende Ereignis wollte sie sich auf keinem Fall entgehen lassen, zumal das Verbrennen von Frauen in den letzten einhundert Jahren sehr aus der Mode gekommen war. Nur in so hinterwäldlerischen Nestern wie Altenbeken konnte der längst überwunden geglaubte Hexenwahn noch

einmal auflodern. Diese Gelegenheit konnte sie sich einfach nicht entgehen lassen. Sonst würde sie sich ihr Lebtag grämen, nicht dabei gewesen zu sein.

Durettea betrachtete diese Sache mit ganz anderen Augen, aber sie war ja auch die Leidtragende. Sie konnte überhaupt nicht verstehen, wieso das öffentliche Abschachten eines Menschen einen so hohen Unterhaltungswert hatte.

Weil der Wagen in diesem Moment weiter über das Kopfsteinpflaster rappende, beendete der Henker das bestialische Spiel mit den glühenden Zangen. So fand die Gedemütigte und Gequälte Muße, in die Runde der gaffenden Zuschauerinnen und Zuschauer zu blicken.

Alle waren sie da: Der Schuster, der so zart ihr kleines Füßchen in seine Hände hob, wenn er ihr einen neuen Schuh anpasste; die Schneiderin, die so fürsorglich Maß für ihre Kleider nahm – immer eine liebe Geschichte auf ihrer Zunge, und wahrlich, sie hatte gut daran verdient, dass Durettea so schnell wuchs.

Auch ihr Doktor stand unter den Zuschauenden, wieder spürte sie seine streichelnde warme Hand auf ihrer, wenn er an ihrem Bett saß und ihr neuen Lebensmut zusprach. Sogar Duretteas Lehrerin verfolgte ihren letzten Gang. Wie stolz war diese immer auf ihren Sprössling gewesen, weil dieser alles so schnell begriff, obwohl er nie ein Wort sprach. Trotzdem hielt die reife Frau stets zu der Bürgerstochter; war ihr Lob Balsam für die Seele des Mädchens, war Unterstützung im Kampf gegen ihre Mutter.

Wo war diese eigentlich? Diese Krähe, diese Hexe, die in Kürze erreicht haben würde, wonach sie sieben Jahre lang getrachtet hatte. Hass brodelte in Durettea auf. Trotzig streckte sie ihr Brustbein durch.

Für kurze Zeit.

Dann sah sie ihn.

Das hatte sie nicht für möglich gehalten.

Selbst ihr Vater wohnte diesem Schauspiel bei. Sie war doch immer sein Täubchen gewesen? Jetzt strafte sie sein Blick, als würde sie im Zirkus auf einem Holzbrett gekettet sein und er schmisse ein Messer nach dem nächsten.

Auch er konnte die Lüge nicht erkennen; wollte es nicht. Einfacher war es für seine Seele und seinem Reichtum, mit der Meute zu heulen. Seine Tochter war unehrbar geworden, hatte Schande über seine Familie gebracht, sein Ansehen in der Stadt geschändet. Allein das Gerücht durfte eine junge Frau wie seine Tochter zur „berüchtigten Frau“ machen. Selbst wenn ihr Blut diese Schande niemals reinwaschen konnte, sollte jeder in der Stadt sehen, der Herr im Hause hatte mit der vom Teufel Verführten gebrochen und war bereit, ihrer gerechten Strafe beizuwohnen. So holte er sich verloren gegangenes Vertrauen in seiner Kundschaft zurück.

Die Verurteilte erkannte, keine und keiner von denen da unten sie Angaffenden hatte mehr ein gütiges Auge für sie. Alle wollten sie, dass der Scharfrichter die Stadt Altenbeken von dem Unheil befreite. Hierfür leitete er jetzt den zweiten Akt ein. Die Hexe wurde auf der Richtstätte an den Rand der Bühne geführt, die Hände auf ihrem Rücken gebunden, damit sie sich ihre Blöße nicht bedecken kann. Mit blumigen Worten erläuterte der Richter die schwere Arbeit im Folterkeller, bis endlich das Geständnis abgegeben wurde. Eher traurig wirkte er bei der Schilderung der Suche nach dem Hexenmal. Die Angeklagte hatte davon gleich zwei. Oberhalb ihres linken Busens. Vor allen Leuten stieß er nacheinander in jeden Leberfleck mit einer heißen Nadel, drei Männer mussten dabei das Opfer halten, das unter den Schmerzen um sich zu treten begann.

Als dem Volk dieser weitere Beweis Duretteas Buhlschaft mit Satan dargelegt worden war, wurde sie mit der Front an den eisernen, dicken Schandpfahl gebunden, nachdem eine Trittleiter vorsichtig über das aufgeschichtete Feuerholz gestellt worden war. Fünfzig Hiebe mit der Bullenpeitsche ließen auf ihrem Rücken die Haut in Fetzen hängen, danach

wurde die fast vor Schmerzen nicht mehr stehen Könnende abgebunden und in den quer zum Bühnenrand ausgerichteten Pranger gesteckt, so dass alle Frauen und Männer die Hexe von der Seite sehen konnten. Hände und Kopf schauten vor der Prangerschere heraus, waagerecht ging dahinter ihr Leib weiter, bis er rechtwinkelig abklappte. Duretteas Füße waren wieder in eisernen Schellen fixiert, die weit auseinander standen, nun wurde ihr das Hinterteil mit einem schmalen Brett grün und blau geschlagen, die an ihre Brust und ihre Scheide angebrachten Klemmen mit ihren Kettchen schwangen hin und her, im Rhythmus wie die Frau sich unter den Schlägen krümmte und wand. Sie schürten im Volk die Vorfreude auf den Augenblick, wenn der Henker die Klemmen, die mit ihren messerscharfen Zähnen schon in das Fleisch gedrungen waren, drehen würde, um ihr das Fleisch vom Körper zu schneiden.

Doch um die Spannung zu steigern sowie das Schauspiel in die Länge zu ziehen, damit die Marketenderinnen und Händler ein gutes Geschäft machen konnten, kam die Verstümmelung der Genitalien nicht sofort nach dem Auspeitschen dran. Nun stellte sich der Richter seitwärts an den Rand, damit er den Zuschauenden nicht die Sicht auf das Opfer nahm. Mit feierlichem Gestus verlas er die Rechtfertigung, weshalb Hexen zu verbrennen wären und wo man sie träfe. Fleisch und Knochen wären vom Teufel infiziert, deshalb müsse eine Dienerin Satans bis zur Asche verbrannt werden, um nicht versündigte Sporen übrig zu lassen, die ihre Mitmenschen zu Hexen werden ließen.

An dieser Stelle schrien einige Apotheker, sie hätten ein Heilwasser anzubieten, das vor dem Samen der Hexen schützen würde. Viele Phiolen mit Kräuterlikör sowie Münzen wechselten daraufhin ihren Besitzer.

Derweil strömte das Volk um die Richtstätte herum. Besonders begehrt waren die Plätze direkt hinter der in den Pranger gesteckten Frau sowie ihre Front. Dieser fantastische Anblick – aus Sicht des Volkes – wie nur der

Kopf und die Hände aus den Löchern in der zugeklappten Prangerschere herausragten und die Hexe diese nicht bewegen konnte. Pferdeäpfel und faules Obst flogen nun mit Vorliebe gegen ihren Kopf, aber auch auf ihr Hinterteil, wo sich die Werfer einen Wettkampf lieferten, wer am härtesten und genauesten ihre Scham treffen konnte. Viele nahmen zu diesem Zweck Schneebälle in die Hände und ließen sie erst zu kleinen Eisklumpen werden, bevor sie feuerten.

Das Volk meckerte, schimpfte und lachte dabei. Es freute sich wirklich, die Bürgerstochter leiden und sterben zu sehen. Der Richter unterdessen holte aus der Tasche seines hellbraunen Ausgehrocks die Taschenuhr heraus, klappte sie auf und tönte laut eine drei in die Runde.

Das Volk tobte und grölte, der Henkersknecht betrat mit einer brennenden Fackel die Stufen zum Podest, der Henker seinerseits ging seitwärts von der Verurteilten in die Hocke und ergriff die Kette des ersten Brustabreißers. Noch einmal erläuterte er der Gemarteten, ihr erst noch die Brustwarzen, Schamlippen, Zunge, Ohren und Nase abzuschneiden, bevor sie auf den Scheiterhaufen gestellt und unter ihren Füßen das Feuer angezündet werden würde, damit ihre Seele gereinigt werde und ohne Sorge zu Gott auffahren könnte. Das müsse sie doch verstehen.

Durettea verstand diese die göttliche Lehre ad absurdum führende Einstellung nicht. Aber sie war nicht die Einzige, die in diesem Moment nichts mehr verstand. Über ihr in den Lüften erklang ein schriller Warnruf. Der Foltermeister und seine Knechte sowie das Volk starrten zum Himmel. Selbst Durettea drehte ihren Kopf so weit wie möglich in dem Prangerloch, um mit einem Auge nach oben zu schielen. Die Adler, die Könige der Lüfte, verließen fluchtartig ihr Terrain. Hoch oben am Firmament machte sie vier kleine Punkte aus. Was soll das? Welche Vögel sind größer als die Adler, dass diese in heller Furcht davon schießen?

Gleiches musste der Richter gedacht haben, dessen „Eins“ ganz verhalten aus seinem Mund hervorgekrochen

kam. Selbst der Henker vergaß in diesem Moment, sein bestialisches Werk der Verstümmelung weiter zu führen.

Einen Lidschlag später rannten die ersten Menschen wie am Spieß brüllend von der Bühne weg. Mit dem ersten Schlag der Kirchturmuhre senkte sich der Zorn Gottes über Altenbeken hinab. Das war zu viel für Durettea, sie verlor das Bewusstsein.

Schwarzer Schnee

Ein Jahr zuvor.

Talergroße Schneeflocken wehten um ihn herum. Mit einer Hand zog er den Kragen seines blauen Wollmantels fest zu. Den Blick leicht gebeugt, die Augen trotzdem zusammengekniffen. Über ihm das wilde Krächzen von Raben. Zu sehen war aber in diesem Teufelswetter nichts.

Er kam vom Tal der Durbeke den Mühlenberg herauf. Idiotisch, gerade bei diesem Wetter zur Morgensprache zu gehen, zweifelte der junge Mann an seiner vor kurzem getroffenen Entscheidung. Bisher hatte er kein Wohlwollen in der Zunft bekommen, warum sollte es heute anders sein. Sie mieden ihn, weil er nicht von hier war. Er war ein Fremder. Kam von sehr weit her. Hatte zu allem Überfluss eine andere Religion. Eine falsche. Deshalb war er verurteilt. Einzig und allein aufgrund seiner Herkunft.

Fast hätte er es übersehen.

Eine Linie frischer Fußspuren kreuzte seine Route.

Er stellte seinen Fuß daneben. Ihm kam sein Abdruck doppelt so groß vor. Wer konnte bei diesem Wetter nur sein Kind vor die Tür scheuchen?

Kopfschüttelnd hielt er seinen Kurs bei. Erneut schrie ein Rabe. Lauter als je zuvor. Fast, als säße er ihm im Nacken. Hastig riss der Mann im Wollmantel seinen Kopf von einer Richtung in die andere. Nirgends war der Todes-bote zu sehen. Diese Teufelsbrut sollte ihn in Ruhe lassen. Mitten im Drehen erstarrte der Mann. Den Blick fest auf die Spur gerichtet. Irgendetwas irritierte ihn. Richtig: Die Spur verlief in Schlangenlinien. Deutlich waren im Schnee die vollkommen unregelmäßigen Abdrücke zu erkennen, manchmal weit auseinander, manchmal eng zusammen, dann völlig unerwartet nach außen ausgebrochen – wie die Fährte eines verwundeten Tieres.

Ohne zu überlegen, setzte er den ersten Tritt in das unberührte Weiß. Weit sackten seine schwarzen Stiefel in dem pulverigen Neuschnee ein. Schritt für Schritt näherte er sich der Fährte, folgte ihr durch den schmalen Streifen an Tannen wieder abwärts. Vor ihm taten sich die zugeschneiten Wiesen auf. Eine riesige, konturenlose Fläche. Selbst die Bäume und Buschgruppen hingen so voll Schnee, dass sie in diesem weißen Einerlei fast untergingen.

Da fesselte ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Kaum größer als ein Findling, lag eine Fläche schwarzen Schnees vor ihm. Unheimlich wirkte es. Er wollte kehrt machen. Und doch zwangen die Fußspuren, zu diesem Rätsel hinzugehen. Noch zwanzig Meter. Jetzt erkannte er mehr. Es war ein schwarzer Wollmantel, besät mit unzähligen weißen Schneeflocken. Wie Sterne am Nacht-himmel. Eine viertel Stunde später, und der Schnee hätte den Körper gefressen.

Mit einem verzweifelten Aufschrei stürmte der morgendliche Spaziergänger den Hang hinab, stürzte über eine Zaunschlinge lang in den Schnee, rappelte sich wie ein Wahnsinniger hoch und hetzte weiter. Kraftvoll riss er den im Schnee liegenden Körper herum, legte seine eiskalten Fingerspitzen an einen tausend Mal kälteren Hals. Der Puls schlug, noch.

Eine Sekunde später hing der Mensch auf seinen starken Armen. Ein Fliegengewicht für einen Kupferschmied. Dieser verfluchte Bengel, wollte er sich umbringen? Dem Bündel fiel die Kapuze vom Kopf. Langes, braunblondes Haar wellte zur Erde. Himmel noch mal, wo war Rettung? Irr drehte der Wanderer sich um sich selber, konnte den Strom seiner Tränen nicht mehr stoppen: Diese junge Frau durfte nicht sterben.

Unten im Tal der Durbeke wohnte der Förster. Keine Meile entfernt. Am schnellsten zu erreichen. Aber gerade der Förster, über den in der Stadt so viel unanständiges Zeug getratscht wurde.

Er hatte keine Wahl.

Wie ein angestochener Auerochse rannte er mit seinem Gepäck die Wiesen abwärts. Bei jedem Schritt versank er bis zum Beinansatz im Schnee. Der Mann im Wollmantel taumelte, fiel auf den Hintern, stieß sich wieder hoch. Es war ein Fallen, Laufen und Kullern. Die Anhöhe hinab, zum Talweg hin. Als hätte ein Schiff eine Schneise durch die Wellen geschlagen, war seine breite, verzweifelte Spur dunkel im Hell zu erkennen. In Schlangenlinien, mit verdichteten Flecken. Die Fährte eines angeschossenen Wildes.

Was war dieses Mädchen hübsch. Es mochte etwas über zwanzig Lenze zählen. Wenn er in seinem Leben auch nichts mehr hinkriegen sollte – weil alle Welt es ihm verwehrte –, dieses eine Mal musste es gelingen. Das würde ihm sein vergangenes Leid entschädigen.

Von weitem brüllte er nach dem Förster.

Vorsichtig öffnete sich die Tür einen Spaltbreit.

Hart trat er dagegen.

„Ans Feuer, ans Feuer!“, schrie die Försterin.

Flink legte der bärtige Förster neue Scheite in den Kamin, riss aus der Küche den Tisch herüber, während seine Frau mit vielen Decken aus der Kammer zurückkam.

Ohne irgendeinen Gedanken an Anstand zu verschwenden, zogen die beiden Waldbewohner das Mädchen aus, hüllten es in trockene Decken, rieben Hand und Wangen.

Der junge Mann ging unaufgefordert in die Kammer der alten Leute, schlug die Bettdecke auf, fand, wonach er gesucht hatte. Auf dem Herd köchelte ein Topf Wasser. Gurgelnd floss es in die kupferne Wärmpfanne. Die Sticker-ei übergezogen, schob er es der Kranken unter die Decke, an die Füße.

„Das ist die Kleine vom Papiermüller, Johann?“ Angst fraß sich in die Seele der alten Frau. Drei Mal bekreuzigte sie sich. Unschlüssig, ob sie nicht die Beelzebuben gleich wieder hinaus in den Schnee jagen sollte, kneteten ihre

knorrigen Hände in ihrer vergilbten Kittelschürze. Es knackte, als würden vom Frost durchgefrorene Äste vom Stamm brechen.

„Und wenn es der Teufel in Person wäre, ein Mensch in Not bedarf unserer Hilfe, Weib. Koch ihr einen warmen Tee! Vergiss nicht einen Schuss Korn.“ Unbeeindruckt vom Gezeter seiner Gattin gab der Förster die lebensrettenden Anweisungen.

Missmutig schlürfte die Alte in ihren von Motten zerfressenen Filzpantoffeln zum Herd. Widerworte und Unfolgsamkeit konnte sie sich vor einem „Gast“ nicht leisten. War das nicht dieser Heide aus dem Morgenland? Welche Prüfung stellte Gott ihr in diesen Stunden?

Der alte Rauschebart hingegen trat hinter den fremden Mann. Vorsichtig legte er seine von der vielen Arbeit zerfurchten Hände auf die Schultern des Retters: „Darf ich bitten?“

Willig ließ der junge Mann sich aus seinem Mantel helfen. Der Alte musterte ihn mit einem stillen Lächeln, hängte den Mantel neben den Schlapphut und bewunderte die tadellose Kluft des sich gerade an das „Bett“ setzenden Jünglings. Die Staude war tadellos weiß, sechs blank geputzte Perlmutterknöpfe glänzten am Jackett. Zwischen Hemd und Weste verschwand die Ehrbarkeit, ein Schlips, in den Farben der Schacht der Schmiede. „Sie waren auf dem Weg zur Morgensprache?“

„Ja, ich musste dort unbedingt vorsprechen.“

„Nun werden Sie dieses Ziel nicht mehr erreichen.“

„Nein. Der Weg gab mir für heute ein anderes.“

Verwundert schaute der alte und weise Förster den jungen Mann an, der kaum fünfundzwanzig Sommer zählen mochte. So eine Antwort hatte er nicht erwartet.

„Ihre Kleidung weist Sie als einen ehrbaren Mann aus, darf ich fragen, welches Ihre Anliegen sind. Vielleicht kann ich mich im Rat für Sie einsetzen.“

„Kleider ersetzen leider keine Dokumente. Zuhause war ich Kupferschmiedemeister, hier wird mir bisher sogar die Berufung zum Gesellen verwehrt.“

„Die Alteingesessenen beißen den Nachwuchs weg.“

Verblüfft schaute der junge Mann dem Alten in die Augen. Für diese Aussage könnte man den Förster an den Pranger stellen. War diese offene Zunge der Grund, dass er in der Stadt so verschrien war? Und warum war der alte Mann so unvorsichtig, sich in seiner Gegenwart zu verraten? Sie kannten sich überhaupt nicht. Wie konnte der Förster mit einem Blick Vertrauen in ihn gefunden haben? Suhaib schwor sich: Nie, nie im Leben würde er dieses Vertrauen verraten.

Suhaib, von seinem Vater benannt nach dem Römer, erst Christ, dann Jude, dann Moslem. Auswanderer in den Orient. Sein Namensvetter kam nun zurück in den Okzident.

Da stöhnte das Mädchen dumpf auf. Als käme die Stimme aus dem tiefsten Inneren der Erde.

Musik in den Ohren der Männer. Das Leben kehrte zurück.

Höllengesang in den Ohren der Försterin. Die Teufelin war am Erwachen.

Der Alte nahm der Frau die Tasse aus der Hand, setzte sich an die Seite der armen Dirn, stützte mit seiner Linken ihren Kopf, setzte mit der anderen den warmen Holzbecher an die aufgeplatzten Lippen des Mädchens. Instinktiv trank es erste, kleine Schlucke. Der Halbschlaf hatte sie fest in seinem Griff.

Oh, wie sah sie anmutig aus. Der stattliche Mann mit den rabenschwarzen, kräftigen Haaren konnte seinen Blick nicht von ihrem Gesicht nehmen. Um sein Herz schlich eine Wärme, die er nie für möglich gehalten hatte. Er war gefangen von ihren blau-grauen Augen.

„Dieser Herr hat Dir das Leben gerettet, Kindchen“, folgte der Förster mit seiner Stimme den Augen des Mädchens. Am liebsten hätte es Danke geflüstert. Statt-dessen blickte es

weltentfernt und stumm in seine mandelbraunen Augen. Verlor sich in einem Strudel, wie es sie am kleinen Wehr an der Mühle ihres Vaters gab. Der Sog wollte sie hinab ziehen, hin zu dem Herzen des Fremden. Das durfte nicht sein. Nicht jetzt. Und dennoch konnte sie ihre Augen nicht von seinen nehmen. Sie entfachten ein Feuer in ihrem Inneren. Um nicht zu verbrennen, schloss die Tochter des Papiermüllers die Augen und sank zurück in ihr Kissen. Diesen Prinzen aus dem Morgenlande durfte sie nicht länger anschauen.

Suhaib hingegen musterte sie genau. Er wollte dieses Bild sein Lebtag nicht mehr vergessen. Dieser sinnlich-breite Mund mit seinen geschwungenen Lippen, die schmalgezipften Augenbrauen, die runden Wangen, die zum Küssen einluden, diese zierliche Nase, an der er so gerne seine eigene reiben würde.

In Gedanken hob er noch einmal seine Schneekönigin auf. Liebevoll lächelnd ließ sie sich von ihm die Kette und das Stirnband anlegen. Perlen, für die er ein Jahr lang jeden Tag im Roten Meer hinab getaucht war. Jeden Tag eine Schöneren gefunden. In mühseligen Stunden zu Schmuck verarbeitet. Jedes Mal ein neues Liebesgedicht hinein geschmiedet, bestimmt, nur für die Eine. Um die halbe Welt war er gesegelt. Seeungeheuer hatten ihn verschlungen und wieder ausgespien, nachdem er ihnen mit seinem Schwert die Magenwände gekitzelt hatte; Seeräuber hatten ihn auf einer kargen Insel ausgesetzt, der Speisekammer der Kannibalen der Südsee; er aber war ihnen mit einem Einbaum entkommen; Sklavenhändler schleppten ihn durch die Wüste Sinai, verkauften ihn für drei Feigen an die abziehenden Kreuzritter, Hunger, Durst und Fieber hatte er in ihren Ochsenwagen ertragen müssen – nur, um die hübscheste aller Frauen zu finden.

Gemeinsam entschwebten sie dem mörderischen Schnee. Ihre Arme um seinen Hals geschlungen flogen beide in seinen schillernden Palast, oben auf dem Rehberg. Die Hände in seinem Nacken waren so klein und warm, das Herz